Blick in das Werk Rafz II der Zürcher Ziegeleien

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen, Wohnen, Leben**

Band (Jahr): **- (1963)**

Heft 51

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-651104

Nutzungsbedingungen

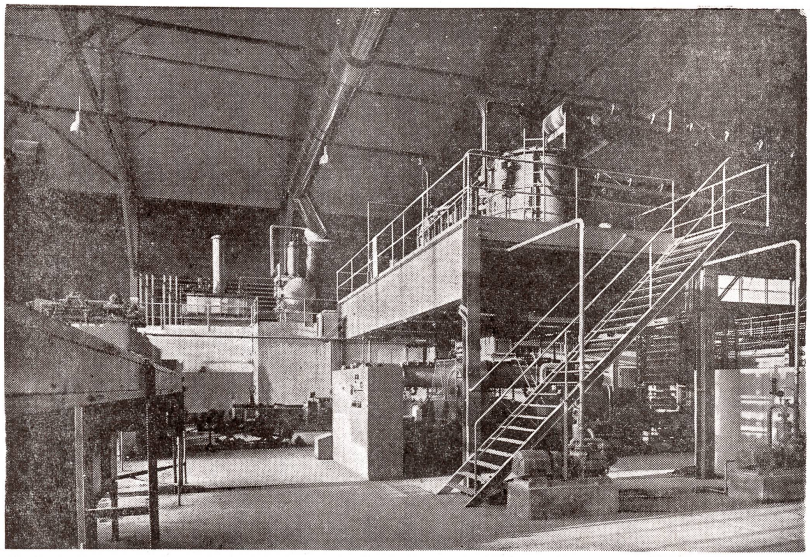
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Blick in das Werk Rafz II der Zürcher Ziegeleien

Das Werk Rafz II der Zürcher Ziegeleien, worüber wir in der letzten Nummer eine ganzseitige Reportage (zz) publizierten, ist eine der modernsten Ziegeleien in der Schweiz. Es werden heute Isolier- und Mauersteine in allen Formaten hergestellt, ferner die bewährten Rafzer Rohbausteine und hochwertige Kaminsteine. Die Jahresproduktion wird rund 50 000 Tonnen erreichen. Die photographische Aufnahme von Peter Morf zeigt uns einen Blick in die komplizierte Fabrikationsmaschinerie.

Soraya-Glosse

bck- Aus der Exkaiserin und Traumprinzessin der Lieschen Müller allerorten soll nun eine Kinokönigin werden. Italiens Filmkritiker sollen von den Probeaufnahmen Sorayas sehr angetan gewesen sein. Sie habe so «perfekt photogen», so «bemerkenswert natürlich» gewirkt.

Bemerkenswert natürlich zu wirken, ist natürlich bemerkenswert für eine so vom Schicksal geprüfte und allen Gewalten zum Trotz sich erhaltende Dame. Wie leicht hätte sie auf dem rastlosen Wanderleben durch die teuersten Nachtlokale der Welt diese Natürlichkeit verlieren können! Nein, sie blieb keinem «ständigen Begleiter», aber sich selbst treu und trug ihr schweres Los, jahrelang Schlagzeilen für die Illustrierten zu liefern.

Wie sehr Soraya im Begriffe war, ihre Frohnatur zu verlieren, das erfuhr man erst, als sie den Filmvertrag unterzeichnet hatte. «Lange Zeit war ich allein und habe mich gelangweilt. Es gab nichts Ensthaftes, womit ich mich beschäftigen konnte», so klagte die Schwergeprüfte.

Hätte sie nicht besser sagen sollen: «Weil ich mich mit nichts ernsthaft beschäftigte, war ich allein und hatte Langeweile?» Bei allem Respekt vor dem unverschuldeten Schicksal Sorayas — ihre Einsamkeit und Langeweile haben nicht andere, sondern sie selbst verschuldet. Wieviele Frauen haben schlimmere Enttäuschungen erlitten und haben nicht resigniert! Wieviele Frauen haben den Ernst der Not, des Leides, der Hilfsbedürftigkeit, der mangelnden Nächstenliebe in dieser Welt erkannt und haben danach gehandelt!

Sorayas albernes Geschwätz ist nicht nur eine Demaskierung innerer Hohlheit, sondern eine Beleidigung aller helfenden, opferbereiten und sorgenden Frauen.

Trotzdem werden auch weiterhin Frauentränen auf die Ergüsse der Illustrierten über die Exkaiserin fließen. Ist das nun unbemerkenswert natürlich oder bemerkenswert unnatürlich?

«Rheinische Post», Düsseldorf

Die Wände rollen vom Fließband

Auf einem Feld zwischen Bochum-Landendreer und Witten-Stockum in Westdeutschland hat ein neues Kapitel der Geschichte des Fertigbaues begonnen. Die Fabrik, von deren Fließband die fertigen Decken und Wände für die 90 geplanten Wohnungen rollen, steht im Zentrum der Baustelle. Es ist die erste transportable Fließbandanlage für den Bau von Fertigteilen für den Wohnungsbau.

«Es gibt bereits mehrere stationäre Fabrikanlagen die Fertigbauanlagen, die Fertigbauteile produzieren», sagt Lorenz K., Bauunternehmer aus Lünen-Brambauer und Erfinder der in zweieinhalb Jahren entwickelten und bereits in zehn Ländern zum Patent angemeldeten *«rollenden Fabrik»*, die jetzt erstmals auf dem Feld bei Bochum eingesetzt wird. «Stationäre Produktionsstätten haben den Nachteil, daß bei weitentfernten Bauvorhaben der Transport der vorgefertigten Bauelemente enorme Kosten verursacht!»

Diese Kosten fallen bei der neuen Anlage fort. Die transportable «Hausfabrik», mit der an jedem zweischichtigen Arbeitstag die rund 40 Baulemente (Decken und Wände) für zwei Wohnungen hergestellt werden, kann auf 15 Lastzügen verladen werden. Der Ab- und Aufbau dauert zehn Tage. «Jeder Umzug kostet rund 15 000 Mark», versichert der Erfinder, der in seinem Unternehmen saisonbedingt 500 bis 700 Arbeitnehmer beschäftigt. Seine transportable Fabrik

gleicht einem viereckigen Tunnel,

der in drei Etagen unterteilt ist. In der oberen Etage werden Stahlformen in den Ausmaßen der jeweils gebrauchten Decken und Wände in acht Arbeitsgängen mit Fenster- und Türöffnungen, aleln notwendigen Kanalisations-, Wasser- und Stromleitungen ausgelegt, mit Beton gefüllt und die fertigen Wände sofort verputzt.

Ein universaler Architekt

«Aalto ist ein Glücksfall. Ein Glücksfall nicht gerade für die Kritik, deren Bestreben, Erscheinungen unseres Daseins in vorbezeichnete Kästchen ablegen zu wollen, hier versagen muß. Ein Glücksfall aber, und das allein ist wichtig, für das Bauen — für unsere Städte, für die Menschen, die in unseren Städten zu wohnen haben. Die Ausstelung, die die *Akademie der Künste* in *Westberlin* anläßlich Alvar Aaltos *65. Geburtstag* zusammengetragen hat — in der nächsten Woche wird Helsinki den Architekten ebenfalls mit einer Ausstellung ehren —, läßt das deutlich werden.

Ja, wo steht er denn, dieser finnische Architekt, der noch — wie selten ist das heute — den ganzen Umkreis *baumeisterlichen Schaffens* selbstverständlich beherrscht: vom städtebaulichen Gesamtplan bis zur Zimmerlampe und zum Stapelhocker. Irgendwo zwischen Frank Lloyd Wright und Scharoun, ist man versucht zu sagen, und schon beim Niederschreiben dieses Satzes muß man sich der Fragwürdigkeit einer solchen Kennzeichnung bewußt werden. Aalto, so schrieb Siegfried Giedion *1931* (!) in der ‚Bauwelt', verfügt über die auch heute noch nicht häufige Eigenschaft, Bauaufgaben *organisch* anzupacken und überall ihre Funktion unmittelbar zu erfassen und auszugestalten.»

Aalto baut ursprünglich, ohne vorgefaßte Formvorstellungen, ganz im Sinne der ihm gegebenen Aufgabe. Ganz gleich, ob es sich dabei um eine *Druckerei* handelt oder um ein *Sanatorium*, ein *Wohnhaus* oder ein *Kulturzentrum*, einen Sanierungsplan für die Innenstadt von Helsinki oder um geleimte Holzmöbel.

Die Berliner Ausstellung vermittelt einen Ueberblick über das auch quantitativ enorme Schaffen dieses finnischen Architekten, beginnend mit der Zeitungsdruckerei in Turku (1928—1930), endend mit den Projekten für das *Opernhaus in Essen* (1959) und das Stadtzentrum in Helsinki. Und das ist ein anderer Aspekt dessen, was wir eingangs mit dem Wort «Glücksfall» bezeichnet haben: Aalto ist einer der ganz wenigen bedeutenden Architekten unserer Zeit, die viel bauen: Gemeindezentren, Rathäuser, Kirchen, Wohnhäuser, Papierfabriken, Universitätsbauten, Studentenhäuser.

Die Fülle seiner Bauten hat natürlich auch schon eine ausgedehnte Literatur über ihn entstehen lassen; und da bemühen sich nun manche, ihm mit Begriffen wie «organischer» oder gar «nationaler Architektur» beizukommen. Wie wenig so etwas möglich ist, zeigt das sich immer wandelnde Werk des Architekten, das allerdings auch unverkennbar geprägt erscheint: Man kann ihm vielleicht kein anderes Adjektiv als «aaltoisch» geben. Deutlich wird aber auch daraus, wie schwierig es ist, sich mit einem noch in voller Entfaltung befindlichen Phänomen kritisch auseinandersetzen zu wollen.

Manche von Aaltos Zeichnungen offenbaren nicht gleich beim ersten Hinsehen, ob es sich um einen Grundriß oder einen Schnitt handelt: Bei Aalto gibt es keine flächige «Plangeometrie», keine Zweidimensionalität, sondern eine *echte Körperlichkeit*, die sich manchmal der Uebersetzung in die Graphik des Zeichenpapiers fast entzieht.

Zur Illustration der erwähnten anderen gesellschaftlichen Stellung des Architekten in Finnland ein kleines Detail: Aalto meinte im Gespräch, die Veröffentlichung eines Baus könne stets nur im Einverständnis mit dem Bauherrn geschehen, da hätte er Rücksichten zu nehmen und zu fragen. Beim Bauen aber — brauche er niemand zu fragen.

Aalto baut nicht wenig. Zur Interbau 1957 hat er im Hansaviertel das «Finnenhaus» erbaut, dessen Grundrisse jeder liebt, der sie kennt; in Bremen ist im vorigen Jahr ein 22geschossiges Appartementhaus fertig geworden, in Wolfsburg hat er ein Kulturhaus und eine Kirche gebaut, und in Essen soll in diesem Jahr der Bau «seines» Opernhauses nach seinen Plänen beginnen. Vielleicht eine Mode — «man kann sich eben einen Aalto leisten» —, vielleicht aber auch mehr: Die Erkenntnis, daß Aaltos «Protest gegen die Monotonie» (so kennzeichnete er sein Wolfsburger Kulturhaus) einer langsam aufdämmernden Unzufriedenheit mit dem bisher Geleisteten entspricht — auch bei uns.

Auf die Frage, ob eine von ihm gewählte Wandkonstruktion nicht besonders teuer wäre, antwortete Aalto einer Journalistin: *«Gewiß, es gibt teuer und es gibt billig — aber es gibt noch ein drittes: ökonomisch!»*

Günther Kühne im «Berliner Tagesspiegel», 21. März 1963.

Transportplan Zürich

VLP. Kanton und Stadt Zürich zeigen sich gegenüber den Anliegen der Landes-, Regional- und Stadtplanung aufgeschlossen. Sie haben erkannt, daß für die Bewältigung der großen und schwierigen Probleme, die sich für die weitere Besiedelung und die Sanierung mancher Unzulässigkeiten stellen, die nötigen Vorkehren getroffen werden müssen. Dazu gehören der Beizug bestqualifizierter Fachleute, der Aufbau eines genügend großen Mitarbeiterstabes und die Bereitstellung wesentlicher finanzieller Mittel.

Der *Kanton Zürich* verselbständigte auf den 1. Januar 1963 sein kontonales Büro für Regionalplanung. Als Amt für Regionalplanung ist dieses nunmehr dem kantonalen Tiefbauamt und dem kantonalen Hochbauamt gleichgestellt. Zudem wurde der Personalbestand des neuen Amtes, das unter der initiativen Leitung des Planers *Hans Aregger* steht, gegenüber dem bisherigen Büro um 50 Prozent auf 18 Personen erhöht.

Sodann genehmigte der *zürcherische Kantonsrat* anfangs Januar 1963 einstimmig den Antrag des Regierungsrates, für die Durchführung der Gesamtplanung im Kanton Zürich einen Kredit von 935 000 Franken zur Verfügung zu stellen. Schließlich haben sich erst noch der Kanton und die Stadt Zürich mit den SBB und dem Verein Regionalplanung Zürich und Umgebung zusammengeschlossen, um

einen Transportplan für die Region Zürich

aufzustellen, welcher die Lösungsmöglichkeiten der Verkehrsprobleme im Hinblick auf die weitere Besiedelung dieser Gegend aufzeigt. Auch hiefür wurden die nötigen finanziellen Mittel bereitgestellt. Auch im *Kanton* Zürich ist also die Landes-, Regional- und Stadtplanung eindeutig in eine Phase konkreter Aufbauarbeit getreten, in der in bester Koordination der verschiedenen Belange die optimale Verwirklichung der vielfältigen Aufgaben vorbereitet wird.